

Judika

Autor(en): **Hardung, Victor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573299>

Nutzungsbedingungen

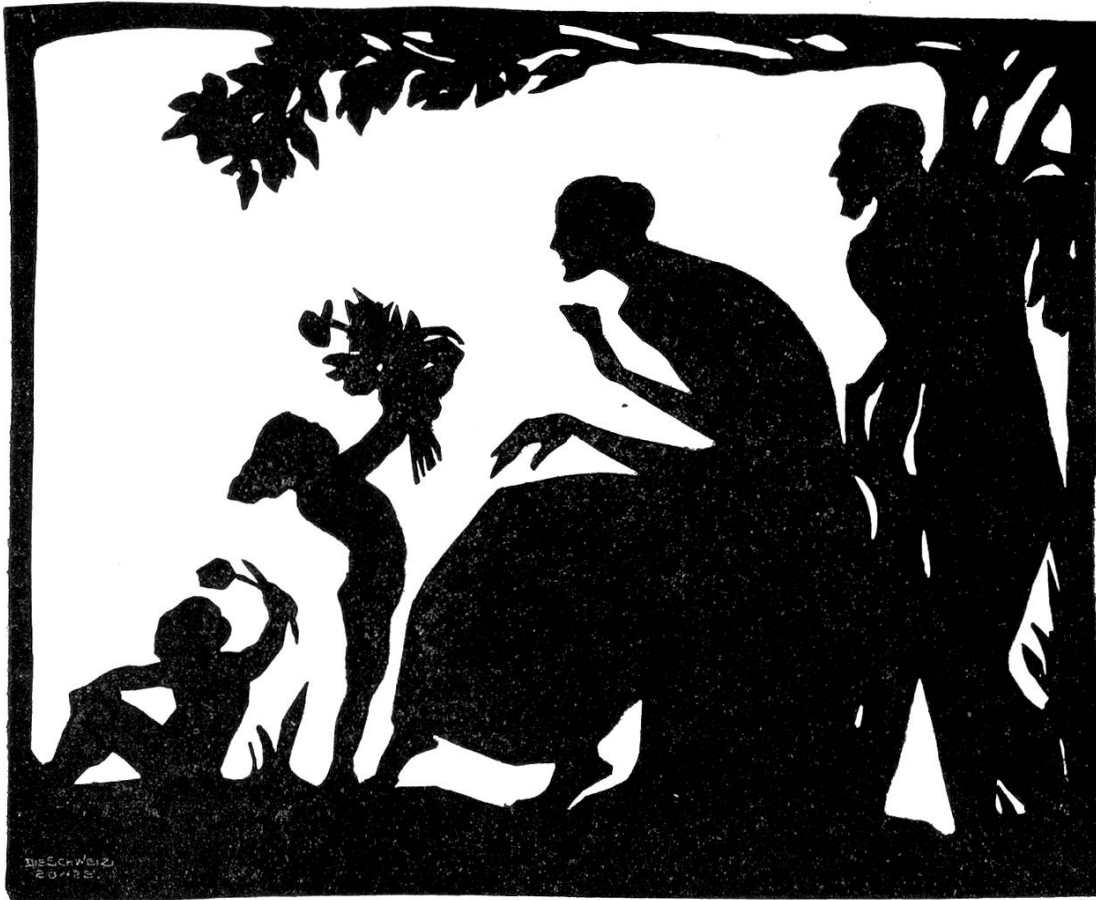
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Irma Frischlecht, Herisau.

Irdisches Paradies. Scherenschnitt.

Judika.

Von † Victor Hardung, St. Gallen.

An einem Hügelhange in den Vor-alpen, wo Kleinbauern im Schatten eines Frauenklosters ihrem spärlichen Vieh nachgegangen waren, hatten sich etliche Herren angesiedelt und ein bedürfnisloses Geschlecht von Webern herangezogen, das ein Seidentuch herstellte, wie es in der Technik viel gebraucht und doch nur von wenigen Unternehmern vertrieben wurde. Diese Fabrikanten kamen dabei ausgiebig auf ihre Rechnung, und, obwohl sie abseits von Heerstraße und Eisenbahn lebten, verstanden sie es doch meisterlich, sich in der Woche sieben gute Tage zu machen. Aus einem alten Bauernhause hatten sie eine Herberge nach ihrem Herzen geschaffen, und ihr Ehrgeiz war es, Küche und Keller dieser verhuzelt und verwittert dreinschauenden Schenke zu versorgen, wie fürstliche Kämmerer einen kaiserlichen Hofhalt. Zum Wirte hatten sie einen Koch ertlesen, der wie eine dicke

Wolke von handgreiflichem Duft aus dem Schlaraffenland einherwandelte, und wer ihn also merkte, der ward auf Speis und Trank gelüftig wie ein Viehhändler nach einem guten Handel, mochte er gleich seinen Magen schon längst übel verstaucht haben und der Diätetik seiner Seele wegen auf die Ration eines Piepmakes gesetzt worden sein.

Unter diesem Schirm und Schutze fanden sich Tag für Tag die Herren zusammen, freuten sich der Kunst ihres Küchenmeisters und daneben am Lauf der Welt, an ihrem wachsenden Wohlstand und an dem Fleiß und der Bedürfnislosigkeit ihrer Weber. Welch arme Keller-razen jedoch auch ihre Aufmunterung und Freude brauchten und sich für die Kargheit ihres irdischen Daseins durch den Glauben schadlos hielten, daß eines jeden Menschen ewiges Schicksal vorherbestimmt sei und daß sie, deren Aufstieg durch ein

mühseliges und arbeitsames Leben hindurchging, zu den Auserwählten gehören und der Nähe Gottes schon hienieden theilhaft seien. Ohne daß sie diese ihre Meinung den Leuten in die Mäuler gaben, verachteten sie doch insgeheim ihre Arbeitgeber, von denen sie wußten, daß sie aßen und tranken und morgen gründlich tot sein würden, als vorbestimmt für das ewige Verderben. Das bewog sie auch, von den Herren keine Guttaten zu heischen, nichts zu fordern als den genau und farg bemessenen Lohn und alles zu vermeiden, ihnen irgendwie dankbar sein zu müssen. Ueber diese Ursache der Genußsamkeit ihrer Arbeiter dachten indes die Fabrikanten nicht nach, sondern sie waren ihrer Abgeschiedenheit froh, weil sich so leicht kein Prediger für ein besseres Diesseits dorthin verirrt, zumal die Weber kein offenes Ohr und noch weniger einen offenen Beutel für solche Sendboten des zeitigen Heiles hatten, deren Geschrei anderswo so manche gut gesetzte Herrenrechnung arg durcheinanderrüttelte.

Ein Arzt war in das Dörflein verschlagen worden, ein Kind jener Landschaft, den ein unbezähmbarer Wanderdrang früh in die Ferne getrieben hatte. Als Schiffsarzt war er weit herumgekommen und mit den Matrosen in fremden Hafentädten ein wilder Gesell gewesen. Da hatte ihn mitten im Taumel ein Fieber befallen, und über der Todesnot war eine verklärte Heimat vor ihm erstanden — Berg, Wiese und Wald, tief unten ein schimmernder See und darüber weiße Wölklein in blauer Unendlichkeit. Er überwand die Krankheit, kehrte heim und fand ein feines, wohlbehütetes Mädchen, das nichts von seinen verborgenen Lastern ahnte und ihm vertraute. Und als sie seine Gattin geworden war und erkennen mußte, daß er, ein heimlicher Trinker und Spieler, sich nur mit solchen Betäubungsmitteln aufrechterhielt, die unweigerlich am besten Leben zehren, indem sie eine Stunde Wohlbefindens vortauschen, bot die Frau alles auf, damit niemand darum erfahre und ihm Ansehen bleibe. Als Arzt galt er etwas, da er in seinem Rausche vor gewagten Operationen nicht zurückschreckte und trotz aller Leichtfertigkeit eine geschickte Hand hatte. Bei den Herren

war er ein standfester Becher und fröhlicher Kumpan, und in der Gesellschaft dieser schlauen, allen irdischen Genüssen mit klammernden Organen zugewandten Burschen fühlte er sich so wohl, daß er, der ehemalige unstete Landfahrer, die Scholle, die ihn trug, für nichts in der Welt mehr hätte lassen mögen.

Diesem Arzte war in seiner Ehe ein feiner Knabe geboren worden, ein schönes Kind mit einer edel gemeißelten Stirne unter dunkeln Locken, großen Augen unter tief schattenden Lidern und einem feinen, leicht geschürzten Mund. In dem Marke des Knaben aber wühlte die Krankheit; seine Arme und Beine waren eine eiternde Wunde, und zu gehen vermochte er nicht, nur über den Boden weg zu kriechen. Dank der unermüdlchen Fürsorge der Mutter, die ihn täglich wusch, salbte und verband, hatte er dieses elende Leben schon auf siebzehn Jahre gebracht. Eine Lehrerin aus dem Dorfe hatte ihn geschult, und so konnte er sich über seine Schmerztage hinweglesen und pflegte mit einem Buche in einem reich mit Kissen ausgestatteten Sessel am Fenster zu sitzen, von wo aus man hinunter auf den Gottesacker und dahinter Kirche, Pfarrhaus und Schule sah. Der Friedhof war zur guten Jahreszeit eine Wildnis von Blüten und Blumen, aus der Niederung verpflanzten und von den Alpen herabgewanderten. Und dem Fenster des Kranken drängte dann eine ungewöhnlich hoch und breit ausladende Akazie ihre stark duftenden Trauben zu.

Es war an einem Nachmittage im Frühsommer, und der Knabe schaute über sein Buch weg in die Akazie, wo sich ein ganzer Schwarm von Meiselein über die alten vielknorrigen Aeste ergossen hatte. Und dann wuchs zwischen langen, blau schimmernden Blütentrauben das Gesicht eines jungen Mädchens auf, von blonden Locken umflogen; ein Paar leuchtend grünblaue Augen strahlten ihn an, und ein roter Mund lachte ihm zu, indes ein Eichhörnchen und ein Wiesel auf der Schulter des Kindes saßen und sich schmeichelnd an seiner Backe rieben.

Während der Knabe unverwandt den schönen fremden Vogel musterte, der da im Gezweige rastete, als erwartete er, daß

er auch noch zu singen anheben werde, war die Mutter neben ihn getreten, schaute verblüfft das Mädchen im Baum und mahnte dann zum Fenster hinaus: „Judika, bist du's? Komm doch herein, wenn du dich einmal bei uns umschauen möchtest!“

Die Angerufene nickte fröhlich und glitt gewandt durch das Geäst zu Boden. „Es ist die Tochter des Webermeisters Steger,“ belehrte die Mutter den Sohn. „Dessen Frau hat der Vater von einem gefährlichen Fieber geholfen. Vielleicht möchte das Töchterlein uns danken. Es ist ein seltsames, fremdes Kind, in jedem freien Augenblick irgendwo im Walde, wo niemand es sieht und hört, und alle Tierlein sollen ihm nachgehen. Die Vögel nehmen ihm den Bissen von den Lippen weg, des war ich selber schon Zeuge. Zur Arbeit taug' es nicht viel, klagten die Eltern, obwohl es schon sechzehn Jahre alt sei. Und im Dorfe gibt es manche, die das Mädchen als Hexlein verschreien. Man könne ihm keinen Hund anhegen: der bissigste, wenn er auf das Kind losgestürzt komme, kniee vor ihm zusammen, winsеле und rutsche auf dem Bauche vor ihm herum, bis es ihn mit einem Klaps vom Zauber löse. In den letzten Jahren war es bei Verwandten, die einen Bauernhof bewirtschaften, und soll dort nicht viel anders gewesen sein, als es sich hier gehabt. Die Krankheit der Mutter hat es heimgetrieben.“

„Aber es ist doch kein Hexlein...“ forschte der Knabe.

„Nein, das gibt es gar nicht!“ belehrte ihn die Mutter. „Wir wollen vielmehr glauben, daß es ein gar liebes Gottesgeschöpf ist, ein auserlesenes... Da ist es!“

Die Mutter hatte die Türe geöffnet, und mit nackten Füßen, die noch von Feuchtigkeits glänzten, da es vor seinem Eintritte unter dem Brunnen den Staub davongewaschen, stand das schöne Kind auf der Schwelle. Seine Augen schauten in Verzückung den Knaben, und dann lächelte es und legte ihm drei junge Rosen auf das Buch, das er mit Kinderhänden, wie sie in der Entwicklung zurückgeblieben waren, gefaßt hielt.

„Kann ich die Tierchen einmal streicheln?“ bat er.

Das Mädchen war vor ihm niedergekniet, so daß seine Schultern dem Knaben nahe waren, neigte sich vornüber ihm zu, nahm dessen verkümmerte Rechte in ihre feste Hand und fuhr damit schmeichelnd dem Eichhörnchen wie dem Wiesel über das weiche Fell.

„Wenn sie dich erst kennen, brauch ich dir die Hand nimmer zu führen,“ versicherte ihn Judika. „Sie wollen aber wissen, mit wem sie zu tun haben. Und sie spüren, so mir einer übel will; dann fauchen und fragen und beißen sie.“

„Das braucht also Godwin nicht zu besorgen!“ scherzte die Mutter.

„Nein, der soll mich lieb haben!“ bekräftigte das Mädchen. „Wenn die Frau Doktor mit dem Vater spricht, so wird er wohl zugeben, daß ich täglich ein paar Stunden lang Godwin in seinem Wägelchen spazierenfahre; ich weiß, wo die Sonne hinkommt.“

„Das ist gar lieb von dir, Mädchen,“ dankte die Mutter, die ihres Sohnes leuchtende Augen sah. „Ich werde mit deinem Vater reden und ihn schadlos halten. Eines möchte ich noch wissen, Kind: weshalb bist du in den Baum geklettert?“

„Ich wollte schauen, ob Godwin immer noch die goldenen Tüpflein in den Augen hat,“ belehrte Judika die Fragende. „Einmal — wir waren beide noch klein — hab ich ihm, als er mit der Magd dort rastete, einen Becher Wassers aus dem Heiligenbrönnlein schöpfen dürfen. Da waren lauter goldene Fünklein in seinen braunen Augen. Ich hab's nicht vergessen...“

„Und sie sind nicht erloschen,“ bestätigte die Mutter lächelnd.

„Nein,“ meinte Judika versonnen. „Man kann bei ihm die Seele schauen, die leuchtet durch ein seidiges Netzlein hindurch.“

Für den Webermeister Steger, Judikas Vater, und dessen Gemeinde waren der Arzt und seine Familie keine Kinder des Lichts. Die Weber wußten, daß der Medikus an keinem Gelage der Herren fehlte, und in dem Siechtum seines Sohnes sahen sie, wie in jeder Krankheit, eine Rache des Himmels für irgendeine Störung der Ordnung. Dennoch, obwohl der Weber-

meister überzeugt war, daß die Familie zum Verderben vorherbestimmt sei, ließ er es zu, daß seine Tochter verpflichtet wurde, des leidenden Knaben täglich einige Stunden zu warten. Es war einmal so der Welt Lauf, daß die Gerechten nicht immer die Arbeit ausschlagen konnten, wenn sie auch für die Kinder der Finsternis verrichtet werden mußte. Solange diese Arbeit eine ehrliche blieb, und solange als man sich um das tägliche Brot mühen mußte, war man nicht verpflichtet sie auszuschlagen. Gott allein wußte, wozu es diente, wenn man gezwungen war, sein Brot bei den Ungerechten zu suchen.

So konnte man Judika sehen, wie sie an jedem guten Tage ein leichtes Krankenwägelchen mit einem siechen Knaben steuerte, dessen Kopf über einer violetten Decke von einer fremden Schönheit leuchtete. Eichhörnchen und Wiesel waren vertraut mit dem Leidenden geworden und schmiegt sich an seine Füße. Die besten Wege wußte Judika zu finden: Waldlichter mit Durchblicken zu See und Bergen, Wiesenpfade an warmen Rainen und murmelnden Bächlein, Stege zu einsamen, harzdustenden Halden, wo Akelei und Türkenbund im Grunde blühten und darüber der Ager von Erdbeeren wie von tausend Blutstropfen durchfunkelt glühte. Dann nahm das Mädchen wohl eine Beere zwischen die Lippen, stellte sich unter einen Strauch und suchte nach einem Vöglein im Gezweig. Und wenn seine Augen es da gefunden, hatte es Macht über das Tierlein gewonnen, daß es mit einem Lockruf herabgeschwirrt kam und ihm die Frucht vom Munde nahm. Mit den schönsten Beeren aber nahte es so dem Freunde, daß er sie Mund vom Munde pflückte.

Zierliche Rehe äugten zu den beiden herüber, wenn Judika den Knaben aus dem Wagen gehoben, ihm einen Sitz im Grünen bereitet und sich zu seinen Füßen ins Gras gestreckt hatte. Junge Füchlein überkollerten sich vor ihren Augen, der Bussard strich ihnen am Gesicht vorbei, und der Specht ließ sich nicht stören und hämmerte ihnen zu Häupten an einem vom Blitz gespaltenen und von Wölklein von Bienen und Wespen umbrausten Stamm.

„O Judika,“ dankte Godwin dem Mädchen, „du mußt kommen und mir die schöne Welt zeigen. Man kann viel lesen; doch will man suchen und schauen, was einem da gewiesen wird, werden einem die Augen bald müd und trüb. Aber wo du Tür und Fenster aufst, da lacht die Sonne herein, und da könnt ich sitzen in alle Ewigkeit.“

In jenen Tagen geschah's, daß sich bei dem Arzte nach einer wüß durchzechten Nacht ungehemmt der Verfall offenbarte. Er kannte sein Weib nicht, redete sinnloses Zeug, lachte ausgelassen, um dann unversehens bitterlich zu weinen und zu toben. Die entsetzte Frau hatte eine treu verschwiegene Magd, und diesen beiden gelang es, den Rasenden schließlich zu Bett zu bringen, ohne daß die Nachbarschaft allzu aufmerksam geworden wäre. Nach diesem Niederbruch schlich der Arzt einige Tage elend und zerschlagen einher, um sich dann an doppelt starken Gaben seiner Betäubungsmittel wieder aufzurichten. Die Sorge seines Weibes aber, daß sich die greulichen Anfälle wiederholen und häufen möchten, ward traurig gerechtfertigt. Und die gequälte Frau war von Herzen froh über Judika, daß sie sich des leidenden Knaben mit einer inbrünstigen Zärtlichkeit annahm, mit einer Leidenschaft, die sie, die Mutter, erschreckt, und der sie gewehrt haben würde, wäre eine solche, auf jede Handreichung und Guttat eifersüchtige Liebe einem gesunden Kinde geschenkt worden.

Es war nicht bei einigen Stunden im Tage geblieben: Judika war früher und früher gekommen und später und später gegangen, und bald war es ihr zur Gewohnheit geworden, morgens und abends der Mutter mit sanften geschickten Händen beim Verbinden des Knaben beizustehen und das schließlich allein zu besorgen. Dabei konnte das Mädchen über die Wunden Godwins herzbrechend weinen und ihm wieder, wenn er von einer Decke eingehüllt in seinem Lehnstuhle saß, mit einem Lächeln seligster Freude in die von Goldtöpfchen flimmernden Augen schauen.

Die Gemeinde der Weber hatte Gesinnungsgenossen in etlichen vergessenen Weilern, wo das arme Volk einer plumpen Holzschneidekunst und einer billigen Töp-

ferrei beflissen war und seine alten Mannen und Weiblein mit dieser Ware über Land schickte. Alljährlich im Herbst fand man sich im Weberdorfe zusammen, und zu den gern geübten Obliegenheiten der Gemeinde gehörten dann Taufen, Verlobungs- und Hochzeitsfeiern, wobei der Webermeister Steger das Amt des Pfarrers und Predigers versah. Da die Kinder zeitig zu ihrem fargen Verdienst kamen und keine lange Ausbildung brauchten, um es den Alten gleichzutun, so waren frühe Heiraten bei diesen Sippen Brauch, und an der jährlichen Gemeindefestung wurden die Verlobungen verkündet, wie sie insgeheim von den Ältesten beschlossen worden waren, ohne daß die Betroffenen befragt worden wären. Nichtsdestoweniger wußte niemand von einer unglücklichen Ehe unter den also zur Vereinigung gekommenen; was ohne Sturm und Geschrei in den Hafen gelotst wird, das wühlt auch dort keine Tiefen auf.

Ein solcher Gemeindefesttag war wieder genaht. Man hatte eine Scheuer ausgeräumt, die Wände mit Tannengrün ausgeschlagen, Beerensträucher von Ebereschen hineingewirkt und im Hintergrunde auf etliche Fässer eine Bühne gelegt, wo eine alte Frau eine rote Fahne mit einer goldenen Sonne und ein alter Mann eine solche mit einem goldenen Monde leicht über dem Prediger schwenkten, der zwischen ihnen stand und mit einem Blick aufwärts über die Gemeinde zu seinen Füßen weg rief: „Judika, wo bist du? O Töchter des Lichtes, machet euch auf und geleitet sie, eure Gefährtin, auf daß die Gesuchte und Begehrte ihn schaue, den die Weisheit der Ältesten ihr zum Gatten erkoren!“

Etliche weiß gekleidete und mit Blumenkränzlein im Haar gezierte Mädchen hatten Judika in ihre Mitte genommen und zu der Bühne hingedrängt, der Fahne mit der Sonne zu, indes der Prediger weiter forschte: „Gisbert, wo bist du? O Söhne des Lichtes, machet euch auf und geleitet ihn, euern Gefährten, auf daß der Gesuchte und Begehrte sie schaue, die die Weisheit der Ältesten ihm zur Gattin erkoren!“

Inmitten eines Trüppleins halbwüchsiger Burschen stieg ein vierschrötiger Gesell zur Bühne hinan unter die Monden-

fahne. Er mochte seine achtzehn Jahre zählen, trug über einer niedrigen Stirne das fuchsblonde Haar zu einer Bürste aufgestrichen, betrachtete die Dinge mit hervorstehenden Augen, indes ein wulstiger Mund, ein grobes Kinn und dickfingerige Fäuste ahnen ließen, daß der also ausgerüstete immer bereit sein würde, sich das, was ihn sein Anteil an Welt und Leben dünkte, handgreiflich zu sichern.

„Die Söhne und Töchter der Auserwählten sind gekommen, einander zu grüßen,“ predigte der Webermeister. „Und ihr Auserlesene, Geliebte, unter dem Zeichen der Sonne und des Mondes reichet euch die Hände und küßet euch vor der Gemeinde, also daß eure Verlobung so sichtbar werde vor den Geheiligten und ein Zeugnis sei für den Geist des Gehorsams, der Eintracht und der Liebe, den die Kinder dieser Welt und des Verderbens nicht kennen, noch kennen werden in Ewigkeit.“

„Willst du diese ehrbare Jungfrau Judika Steger aus der Gemeinde der Auserwählten dereinst zu deinem ehelichen Weibe, Gisbert Berger, so bekunde diesen deinen einzigen Willen durch ein dreifaches Ja!“ gebot dann der Prediger dem Burschen, über dem die Fahne mit dem Monde geschwenkt ward.

„Ja, ja, ja!“ bestätigte der eifrig.

„Und du,“ wandte sich der Prediger an seine Tochter, „willst du diesen ehrbaren Jüngling Gisbert Berger aus der Gemeinde der Auserwählten dereinst zu deinem ehelichen Manne, Judika Steger, so bekunde diesen deinen einzigen Willen durch ein dreifaches Ja!“

Die Fahne mit der Sonne ward über Judika geschwenkt, der Partner lächelte ihr siegesbewußt zu, sie glaubte seinen Atem schon nahe zu spüren, da stieß sie, schrie sie gellend hervor: „Nein, nein, nein!“

Obwohl die Auserwählten lehrten, daß der Weg der zum Heile Erkorenen unweigerlich aufwärts führe, so glaubten sie doch an eine Macht des Teufels auf Erden, der auch sie zu stören vermöge. Was dem nicht verfallen sei, das reizte den am meisten, und in der Gestalt der zum ewigen Verderben bestimmten Mitmenschen machte er sich an die zur Selig-

feit Berufenen heran und suche ihnen hienieden den Pfad zu verlegen, damit sie abirren von der rechten Straße und das mit Krankheit und Elend in ihrem vergänglichen Erdenleben büßen. Umgekehrt scheine es bisweilen, als ob die zum Verderben Vorherbestimmten nach ihrer Art auch einen Schritt vom Wege tun und ein gottgefälliges Werk verrichten. Dafür werde ihnen dann auf Erden eine Guttat zuteil, oder was sie dafür halten. Derart wirke die ewige Gerechtigkeit.

Als Judika ihr Nein herausgeschrien, war der Prediger bleich bis in die Lippen geworden, während der verschmähte Bräutigam den Unterkiefer vorstreckte, daß die Zähne hervorschimmerten. „Beten wir, beten wir, daß der Teufel ablasse, uns in einem teuern Gliede unseres Bundes zu quälen!“ flehte der Vater Judikas, er war niedergekniet und sah, wie sich die ganze Gemeinde demütig in den Staub warf. Vor Judika war die Fahne mit der Sonne niedergegangen. Das Mädchen vernahm den Vater, wie er brünstig bat, daß Gott die Macht des Teufels hienieden schon brechen möge, hörte die Gemeinde, wie sie ihm nachsprach, und war zu einer Fensterluke geglitten, die einen Winkel der Bühne erhellte. Ein Schatten, der für einen kurzen Augenblick den Rahmen füllte, tauchte sie in das Licht und war geschwunden, bevor einer ihrer Flucht gewahr geworden wäre. Und während die Auserwählten noch auf den Knien lagen und den Himmel anriefen, daß er der Verirrten beistehen möge, sich bald, bald wieder auf den rechten Weg zurückzufinden, rannte das Mädchen feldein dem Hause des Arztes zu, wohin es seine zärtliche Sorge um den geliebten Knaben, den es für diesen Tag seiner Mutter überlassen hatte müssen, trieb.

Es fand Frau und Magd mit verweinten Augen, wie sie daran waren, im Wohnzimmer die Scherben kostbarer Zierstücke zusammenzulesen. Vor einem zerschmetterten Kristallspiegel lag auf einer zerrissenen rosengestickten Decke ein zerbrochener Stuhl. In der Küche machte sich ein Wärter in einem langen weißen Kittel zu schaffen, der stark nach Aether duftete und einen Beutel mit Eis füllte. „Judika...“ hatte die Frau des Arztes

das Mädchen bestürzt und doch aufatmend begrüßt. „O Kind, jetzt haben wir zwei Kranke im Hause!“

„Der Herr Doktor hat sich überarbeitet und einen schweren Anfall gehabt,“ belehrte die Magd die Besucherin, „da weiß er nicht, was er tut...“

„Und Godwin?“ forschte Judika. „Was ist mit Godwin?“

„Es ist lieb von dir, daß du doch noch gekommen bist,“ antwortete die Mutter. „Wir haben dich nicht erwartet. Godwin wird sich freuen. Der arme Junge ist noch nicht einmal recht verbunden und dazu dieser Schrecken. Komm, ich bring dich zu ihm!“

„Ich bin davongelaufen,“ belehrte Judika die Sorgende. „Man wollte mich verloben...“

„Und davor bist du davongegangen?“ forschte die Mutter. „Ach, wie manche würde das tun, wüßte sie, was ihr bevorsteht. Aber wenn man's ahnt, ist es meist schon zu spät.“

Godwin lag mit fieberglänzenden Augen im Bette und grüßte mit einem schwachen Freudenschrei seine Gespielin. Das Mädchen hatte sich über ihn geneigt, sanft einen Arm unter seinen Hals geschoben und küßte ihn jetzt zärtlich und leidenschaftlich. Und dann war's, als ob sie beide wissend geworden wären in diesem Augenblick. Ein Mund suchte wieder und wieder den andern, und darüber brach die Mutter, die plötzlich dieser unseligen Liebe ihres siechen Knaben zu dem in der holdesten Blüte prangenden Mädchen inne ward, in ein lautes Weinen aus.

„Geh heim, Judika,“ schluchzte sie, „du bist in ein Haus des Unheils geraten und zu jung und zu gut dafür, an uns zu verderben.“

„Mutter!“ hatte der Knabe aufgeschrien.

„Lieber hier verderben, als mit den andern zur Seligkeit eingehen!“ hatte Judika gewehrt. „Aber Gott will gar nicht, daß ein Mensch umkomme. Nein, niemand soll dafür büßen, daß er zum Leben auf dieser Erde geboren. Das kann Gott nicht wollen; nur der Teufel will's, und der hat nur Macht über uns, wenn wir sie ihm freiwillig einräumen.“

„Freiwillig...“ hatte die Mutter ge-
seufzt. „Aber, Mädchen, das glauben doch
deine Angehörigen nicht.“

„Meine Angehörigen?“ Judika war
der Frau um den Hals gefallen. „Wenn
ich sie nicht hier habe, hier in diesem
Hause, habe ich sie nirgendwo auf der
weiten Welt.“

Am Abend desselben Tages noch hatte
der Webermeister seine Tochter gefunden
und heimgeholt und verlangt, daß sie das
Haus des Arztes, dessen Zusammenbruch
und Verfall durch den letzten greulichen
Tobsuchtsanfall im Dorfe bekannt ge-
worden, nimmer betrete. Denn nur aus
dem verruchten Einflusse einer zum ewigen
Verderben vorherbestimmten Familie sei
ihr unerhörter Widerstand gegen eine
christliche Verlobung zu erklären. Diese
Sippe trage schon zu Lebzeiten das Rains-
mal. Der Alte besessen, der Junge siech,
die Mutter...“

„Die Mutter?“ wiederholte Judika.

„Sie ist die Frau eines an seinen La-
stern erstickten Sünders und die Mutter
eines armseligen Krüppels.“

„Und deswegen schuldig,“ höhnte das
Mädchen. „Was wäre das für ein Gott,
der die Menschen für ihr Unglück noch be-
sonders strafen wollte!“

„Lästere nicht!“ drohte der Weber-
meister. „Bergiß nicht, wozu du gehörst!“

„Nein, das vergesse ich nicht,“ be-
teuerte Judika. Und der Alte mochte sie
bewachen und einsperren: trotz Schloß und
Riegel fand sie immer wieder eine Stunde,
dem sehnsüchtig wartenden Freunde nahe
zu sein. Der lebte nur noch in dem Mäd-
chen, dämmerte in den Tagen, da er Ju-
dika nicht sah, dahin und verlor darüber
den Willen zum Dasein auf dieser Erde.
Der flackerte nur noch auf, wenn sie über
die Schwelle stob, ungestüm, mit fliegen-
dem Atem, gierig, auch nicht eine Minute
der kargen Frist zu verschmerzen, die sie sich
gewaltsam erzwungen. Und war die gute
Stunde gegangen und das Mädchen
wieder geschieden, dann versank der Knabe
nur noch tiefer in eine Dunkelheit, wo er
kaum noch sah, was um ihn vorging, die
Nähe der Mutter, ihre Sorge, nur noch
im Halbschlaf spürte, wo am Ende eines
schwarz verschatteten Weges ein goldenes
Pfortlein auftauchen wollte, das eine

schöne Türhüterin lächelnd erschloß. Und
das war Judika, und sie stand in dem
Lichte, das aus einem hell blühenden
Garten quoll, und ein Regen von zarten
Rosenblättern ging nieder, und die lagen
als eine duftende Decke auf dem Wege, den
er zu gehen sich sehnte.

Der Arzt hatte in einer Anstalt ver-
sorgt werden müssen, und die Mutter
legte es diesem Schicksal des Vaters zur
Last, daß ihr Knabe stiller und stiller ward
und kein Lächeln mehr aufbrachte. Hatte
er doch zu diesem Vater immer staunend
und bewundernd aufgeschaut als zu einem
Menschen, der in voller Gesundheit Herr
seiner selbst sei. Und dann hatte er ihn
gesehen: Von Sinnen, tobsüchtig, rasend
und wieder elend, verfallen und verblödet.
Wie hätte sie da zu trösten vermocht, die
selber nichts aufbrachte als Tränen? Nur
wenn Judika kam, dann erinnerte sich der
Knabe noch, daß er lebte, dann war er, der
nicht mehr vom Bett erstehn mochte, be-
reit, sich in den Sessel am Fenster tragen
zu lassen und seine Augen für die Welt da
draußen aufzutun.

Die Tage aber wurden kürzer und
länger die Nächte, und der Stunden wur-
den immer weniger, daß Judika den Weg
zu den Freunden fand. Denn das unbot-
mäßige Mädchen war der ganzen Ge-
meinde der Auserwählten zum Mergernis
geworden, zumal es jede Reue von sich
wies, auf seinem Nein verharrte und nach
der Gemeinschaft der zum Verderben Be-
rufenen beehrte, als quille dort das
Lebenswasser für die Wüste dieser Erde.
Sie alle achteten auf jeden Schritt des
Mädchens, und gelang es ihm einmal, der
Gefangenschaft des elterlichen Hauses zu
entfliehen, so waren doch gleich etliche
Duzend Augenpaare auf seiner Spur,
und unbehelligt kam es nimmer zum
Freunde.

Der Webermeister, dessen Zwang und
Gewalt die Tochter nur noch mehr ver-
stokten, beriet sich mit den Ältesten der
verschiedenen Gemeinden, darunter auch
den Vater des verschmähten Liebhabers,
einen fanatisch auf seinen Glauben ver-
fessenen Kohlenbrenner. Und der meinte,
wenn es wirklich ein Wesen gebe, das vor-
bestimmt zum Lichte, doch mit Gewalt die
Finsternis suche, so müsse man es so

zeichnen, daß es noch an der Pforte der Hölle als fremdes Eigen erkannt und bange zurückgewiesen werde. Man möge dem Mädchen die heiligen Wundmale aufbrennen und ihm diesen Liebesdienst von seinem Sohne, dem verleugneten Bräutigam, verrichten lassen, damit der sich, wie nur ein auserwählter Christ, durch eine Guttat an seinem Feinde zu rächen vermöge.

Es war ein grauer Tag im späten Herbst, daß man Judika aus einem vergitterten Webfeller, wo man die Widerspenstige etliche Wochen lang gefangen gehalten, in eine leere Kammer brachte, deren Fenster auf eine weite weglose Wiese hinausging. Ein großes Holzkreuz stand dort aufgerichtet, und daran banden sie das Mädchen, und dann öffnete sich eine Gasse in dem Haufen der Ältesten, und mit einem glühenden Eisen nahte der verschmähte Liebhaber der Gefesselten und brannte der Wimmernden und Stöhnenden ein Kreuzzeichen auf die gebundenen Hände. Und wiederum ward das Eisen zur Glut gebracht und dem Mädchen das Kreuzzeichen auch auf die nackten Knöchel gebrannt.

Sie waren hinweggegangen, die Wahnwitzigen, und hatten Judika ihrer Mutter überlassen, einem armseligen Arbeitstier, einer elenden Sklavin, wie sie wohl bei kleinen Leuten, wo der Mann sonst nichts zu regieren hat, zu finden sind, trostlose Geschöpfe, die da glauben, die Tyrannei ihres Eneherrn sei von göttlicher Ordnung so gewollt und demütige Unterwerfung heilige Pflicht. Aber da sie ihr geschändetes Kind losgebunden, kam sie doch ein Schluchzen an. „Warum bist du auch nicht folgsam gewesen?“ jammerte sie. „Was hat's genützt, daß du den Doktorsbuben betreut hast? Keinen Tag länger hat er darum leben können, den man heut begraben...“

Mit einem wilden Schrei war Judika vom Boden, wo sie gelegen und den Kreuzesstamm umfaßt gehalten, aufgefahren. „Ihr seid allesamt Teufel,“ schrie sie, „allesamt! Gott habt ihr totgeschlagen, und jetzt regiert ihr die Welt. Meine Tierlein — wo sind meine lieben Tierlein? Habt ihr sie auch umgebracht, ihr Mörder?“

Das Mädchen wartete keine Antwort des entsehten Weibes ab, tappte sich die Treppe hinunter und schrie leicht auf, als aus einem Heuforbe in einem Verschlage zwei Schatten an ihm aufsprangen, Eichhörnchen und Wiesel saßen ihm auf der Schulter und drängten sich an sein Gesicht. So wankte es hinaus, gegen den Wind an, der rauh über die Hänge blies, und hielt die Hände hoch, daß er die heißen Wunden fühle.

Godwin, der sein Verlangen und seine Sehnsucht nach der Freundin schamhaft verschwiegen hielt, hatte doch in seinen Scheidetagen im Halbtraum immer wieder ihren Namen genannt, und da hatte die Magd sich aufgemacht, um den Webermeister zu bitten, daß er dem letzten Verlangen eines Sterbenden nicht entgegen sein möge. Mit bösen Verwünschungen aber war sie empfangen und mit noch schlimmeren heimgeschickt worden. Und Godwin ging in die Ewigkeit, ohne daß ihm die Freundin, wie sie ihm das einmal versprechen hatte müssen, in seiner letzten Stunde mit einem kühlen Trunkte genahrt wäre. Denn den leidenden Knaben dürstete viel, und es war Judika, die es ihm mit ihrer Art, einen Fruchtast zu mischen, besonders zu Dank machte.

Die Nacht war früh gekommen, und während der Mond in treibenden Wolken stand, flimmerten die ersten Schneeflocken in einem falben Lichte auf und verglommen wieder zu einem dunkeln Staub. Die Mutter lehnte am Fenster und sah hinunter, auf das Grab ihres Sohnes, das dunkel herübergähnte, und dessen ärmliche Enge doch die ganze Ernte ihres Lebens barg. Der Totengräber, ein Trinker, wenn er bar Geld im Beutel wußte, hatte es noch nicht zugeschaufelt, und die Frau erschauerte in der Vorstellung, daß ihr zärtlich umsorgter Knabe da draußen liege und der Schnee falle ihm auf den nackten Sarg. Nein, ihr Kind sollte nicht frieren! Mochte der Totengräber über dem Weine sein Werk vergessen, sie wollte selber gehen und den Hügel häufen.

Während sie sich in einem Schuppen des Hauses mit einer Schaufel rüstete, war Judika mit wunden Füßen durch die Nacht gewankt und hatte mit einem Schrei das frische Grab gefunden. Blumen und

Kränze türmten sich über dem Sarge, und auf einer Schleife, die an dem aufgeworfenen Erdreich klebte, las das Mädchen den vertrauten Namen. Und da brach es mit einem Jammerlaut zusammen, glitt in die Gruft hinunter und lag ausgestreckt auf dem Sarge des Geliebten.

Als die Mutter nahte, sah sie, wie zwei zarte Schatten aus dem Grabe aufhuschten, wieder hinabfuhren und aufs neue auftauchten. Und wieder waren die Tierlein, das Eichhörnchen und das Wiesel Judikas, verschwunden, und aus der Höhle her klagten sie in jenen seltsamen grellen Lauten, wie sie solche Kleinen Waldtiere in höchster Todesnot ausstoßen.

Ueber den Mond war eine Wolke weggeglitten, und sein Schein fiel in das Grab, wo Judika lang ausgestreckt, das Gesicht nach unten, regungslos in den Kränzen und Blumen auf dem Sarge lag.

Die Frau hatte einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen, war in die Knie gesunken und jammerte. Ein Rönnechen, das in der nahen Kirche einen Altar schmückte, hatte sie vernommen, war hinzugeeilt und hatte dann den Totengräber hinter dem Glase weggeholt, damit er komme und helfe.

Als der Alte sich über das Grab beugte, fuhren ihn fauchend, krazend und beißend die Tierlein an, und mit seinen rissigen, gefühllosen Fäusten packte er eins nach dem andern und schlug ihm an einem nahen Baumstamme den Schädel ein. Dann kletterte er schwerfällig zu dem Sarge nieder, hob den Körper des Mädchens, horchte, stieß einen Fluch aus und verlangte ein Leiterlein aus dem Beinhaus. Daran stieg er mit der Last des toten Mädchens herauf und trug es in die Kirche, wo ein schmuckloser schwarzer Sarg aufrecht in einem Winkel stand, um bei Feiern zum Gedächtnis Verstorbener einen Katafalk zu krönen. Dort hinein betteten sie die Tote, und das Rönnelein sah voll heiliger Scheu die Wundmale an Händen und Füßen des schönen Kindes.

Für die Auserwählten waren die bürgerlichen Gerichte Burgen des Teufels, wo die geschminzte Lüge auf den Thron erhoben und als Gerechtigkeit ausgerufen ward. Anstände untereinander schlichteten sie durch einen Spruch ihrer Al-

testen, und wo sie in einen Handel mit einem Ungläubigen verstrickt wurden, da duldeten sie lieber ein Unrecht, als daß sie eines der verachteten Gerichte angerufen hätten.

Als der Gemeinde kund ward, daß man Judika tot gefunden und in der Kirche aufgebahrt habe und daß ein wunderfüchtiges Völklein in scheuer Andacht die Wundmale anstaune, schwiegen sie alle, die Auserwählten, und sie duldeten auch, daß man das Mädchen unter Bräuchen ins Grab bettete, die sie haßten und verabscheuten, und waren froh, als der Hügel sich über der Hingemordeten wölbte, ohne daß ihre Schandtat ruckbar geworden.

Da begab es sich, daß der verschmähte Liebhaber der elend Verstorbenen heimlich den Webermeister aufsuchte, um sich des verräterischen Eisens, womit er Judika gemartert, zu versichern. Der Alte hatte es im Ziegenstalle hinter einer Raufe versteckt, und als er es hervorzog, glomm in den Augen des Burschen ein tückisches Leuchten auf. Und da vergaß der Webermeister Predigeramt und priesterliche Würde; das geknechtete Herz des Vaters sprengte jede Fessel, wild brandete sein Blut, und rasend vor Ingrimm schmettete er das Eisen auf den Kopf des Mörders seiner Tochter nieder. Lautlos war der zusammengebrochen, und über den vorgeschobenen Unterkiefer siderte in schweren Tropfen das Blut.

Der Totschläger hatte sich dem Gerichte stellen müssen, und das sprach ihn nach einer Verhandlung, in der Judikas Martyrium an den Tag kam, wegen zeitweiliger Unzurechnungsfähigkeit frei. Die Aeltesten, wie sie das Mädchen leiden hatten lassen, ohne sich dagegen aufzulehnen, wurden alle gebüßt und der Kohlenbrenner als Rädelsführer für ein Jahr ins Zuchthaus gesteckt. Als er seine Strafe abgesehen und als Opfer teuflischer Justiz heimkehrte, gingen ihm seine frühern Glaubensgenossen aus dem Wege. Ihr Prediger, der Webermeister, war irre an sich und der Welt geworden. Seine Frau war in Trübsinn verfallen, und er durfte ihr nicht nahen, ohne daß sie angstvoll aufschrie und vor ihm zu flüchten versuchte. Und dann sah er immer wieder im Traume seine Tochter mit einem schönen Knaben

auf einem Ager voll goldener Blumen gehen, und dieser Gefährte seines Kindes war der verklärte Sohn jenes Arztes, den er mit Weib und Kind hochmütig der ewigen Finsternis überantwortet hatte.

Die Gemeinde spürte die Wandlung an dem Manne, dessen finsterner Eifer sie zusammengeschmiedet gehalten, und der bei allem heiligmägigen Leben doch zum Totschläger geworden. Zweifel wagten sich hervor, und ein Hader entzündete sich

am andern, und so geschah es, daß über Nacht ein Bau in Grund und Boden zerfiel, von dem sie gewähnt hatten, daß er für die Ewigkeit errichtet worden. Unsicher ihres geistigen Besizes, wandten die meisten ihr Auge wieder dem Irdischen zu, und mit schmerzlichem Erstaunen mußtten die Fabrikanten an ihren bisher so genügsamen Webern erfahren, daß der Mensch nie genug von dieser Erde bekommen kann, wenn ihm der Himmel genommen worden.

Gedichte von Gertrud Bürgi, Zürich

Junge Mädchen

Sie sind mit süßer Heimlichkeit behangen,
 So wie ein Baum mit Blust und grünen Zweigen.
 Vom zarten Rot der überhauchten Wangen
 Will erste Sehnsucht sich dem Leben neigen.
 Die Blicke tragen Lächeln, Suchen, Meiden
 Und wandern liebend wie ein Schwalbenpaar.
 Doch im Selock von hochgetürmtem Haar
 Glänzt's wie ein Diadem von fernen Leiden.

Aus blasser Dämmerung...

Aus blasser Dämmerung stieg jäh ein Traum,
 Zart wie des Mondes Silber, das im Mai
 Der Mädchen Stirnen küßt in dunkeln Lauben.
 Wie der Mimosen goldnes Düsterehn,
 Wie weißer Wolken abendliches Wandern.

Und dieses Traumes leise Glockenstimme
 Ruft meinen blauen Himmeln Nacht und Sturm.

Nach dem Sturm

Sterne streuen goldenes Licht
 Durch die Wolken meiner Seele.
 Fernher nur wehlagt noch Sturm,
 Rauschen die Wellen schmerzvoll zum Strande.

Wieder sehe ich Gott.
 Hülle mich ganz in den Friedensflügel seiner Nähe.